



Sie befinden sich hier: [Startseite](#) [Presse](#) [November](#) 27.11.2007

## Laudatio von Klaus Harpprecht für Wolf Lepenies / Verleihung des Staatspreises des Landes Nordrhein-Westfalen am 27. November 2007

**- Es gilt das gesprochene Wort -**

Herr Ministerpräsident, hochmögende Damen und Herren, verehrte Frau Lepenies und – last yet first – lieber Herr Lepenies.

Es ist für mich eine hohe Ehre, den festlichen Augenblick Ihrer Auszeichnung mit ein paar Worten einläuten zu dürfen.

Freilich, als ich Ministerpräsident Rüttgers Einladung, den Preisträger hier zu würdigen mit einem schallenden „Ja“ und einer telephonischen Verbeugung annahm, ahnte ich kaum, worauf ich mich einließ. In meiner Unschuld meinte ich, mit Werk und Wirkung von Wolf Lepenies halbwegs vertraut zu sein, doch als ich seine Vita und sein Opus genauer studierte, überfielen mich Zweifel, wie ich der Vielfalt der Engagements, der Kenntnisse, der Kreationen, der Publikationen, der Errungenschaften, kurzum: der Leistungen dieses Menschen gerecht werden könnte, der – wenn denn einer unserer zeitgenössischen Landsleute – Anspruch auf den Titel eines Homo universalis und einer ubiquitären Existenz anmelden dürfte. Ich sah mich, um die Wahrheit zu sagen, in eine Krise gestürzt. Meine Frau verwahrt einen Zettel, auf dem geschrieben steht, ich wünschte mir als Epitaph die simplen Worte „Wenigstens war er fleißig“. Nun bin ich mir, angesichts der Gebirge ihrer Arbeit, Herr Lepenies, keineswegs mehr gewiss, ob jene Grabschrift gerechtfertigt wäre, denn ich fühle mich, im Vergleich, wie ein verlotterter Faulpelz.

Wenn ich recht gezählt habe, sind es elf Gremien, in denen Sie tätig waren und meist noch sind: von der Thyssen-Stiftung über das Aspen-Institute Berlin, die Deutsche National-Stiftung, die Suntory Foundation im japanischen Osaka bis zum Aufsichtsrat der Axel Springer AG. Sie übten – neben den regulären akademischen Ämtern – dreizehn Gastprofessuren aus: von der Wesleyan University in Connecticut über das Collège de France und Princeton bis zum St. Anne's College in Oxford. Sie sind, wenn ich recht weiß, der einzige Mensch, der die Berufung als Permanent Member des Institute for Advanced Study in Princeton abgelehnt hat – immerhin die akademische Heimat von Einstein! -, vermutlich weil der Aufenthalt auf diesem olympischen Gipfel des akademischen Universums die Erfüllung ihrer anderen Pflichten nicht zugelassen hätte. Nebenbei schrieben sie achtzehn Bücher.

Nein, ich wusste nicht, dass ein Wundermann auf so vielen Hochzeiten zugleich tanzen kann – und das hingeben und elegant, seiner Schritte und Figuren völlig sicher: ob klassischen Walzer oder dort womöglich hiphop; dass ein homme d'orchestre, wie unsere anderen Landsleute jenseits des Rheines sagen, so viele Instrumente beherrscht; dass einer auf so vielen Stühlen zu sitzen vermag, keineswegs kippelig an der Kante, sondern gelassen und aufrecht. Dass er außerdem noch zwischen diesen Stühlen hockt, weil das der wahrhaft angemessene Aufenthalt für einen Intellektuellen ist. Was er arbeitet, was er darstellt, was er kann, was er ist: dies lässt sich am besten in einer Serie von Verkoppelungen andeuten, mit denen sich die Spannweite und die Spannkraft dieses Menschen anzeigen, vielleicht auch die Spannungen seiner Existenz, die mitunter ans Paradoxe grenzen (und dennoch keine Verspannungen sind).

Er ist studierter und lehrender Soziologe – und trotzdem ein brillanter Schreiber. – Er ist ein international hoch respektierter Gelehrter, was er in abertausend Vorlesungen, Seminaren, Publikationen nachgewiesen hat – und er führt trotzdem eine elegante Feder. – Er ist ein akademischer Organisator von virtuosem Geschick – und trotzdem ein Autor, der niemals kurzatmig formuliert, sondern, im Gegenteil, mit einem bemerkenswert langen Atem schreibt. – Er ist der erfolgreichste Kultur-Manager, den die Bundesrepublik in die Welt geschickt hat – und trotzdem ein Essayist höchsten Niveaus, von denen Deutschland seit dem Tod Friedrich Sieburgs nicht viele vorweisen kann. – Er ist, ob er's denn gern hört oder nicht, ein Politiker in Sachen Kultur, aller Vernetzungen kundig und selber tausend Fäden kunstfertig aneinander knüpfend – und ist trotzdem, auf eher französische Art, ein Literat, dessen Werke jene souveräne

Unabhängigkeit annoncieren, ohne die Literatur nicht denkbar ist. Er ist ein „Macher“ par excellence – und dennoch ein genuiner „homme de lettre“. Er spricht und schreibt das Französische und Englische (fast) so gut wie das Deutsche – und bewahrte im Umgang mit seiner Muttersprache trotzdem jene Intimität und Nuanciertheit, die den Stilisten ausmachen. Er ist ein Mann von Welt – und seine Bücher lesen sich trotzdem, als arbeite er, ganz auf die Sätze konzentriert, die ihm in die Feder, nein, in den Laptop fließen, wie Hieronimus im Gehäuse, weitab vom Treiben der Gassen. Was für mich der Generalbass dieser polyphonen Existenz ist, lässt sich nicht überhören: natürlich das geschriebene Wort.

Wolf Lepenies aber ist in der Tat ein Bürger der Welt, ein „Weltbewohner“, wie er den „Weimaraner“ Goethe zitiert – und gerade darum ein guter Europäer. Ein guter, ein selbstverständlicher, gleichsam ein natürlicher Europäer – und eben darum auch ein gelassener Patriot, der Willy Brandts Schlüsselwort nachlebt, dass ein guter Deutscher kein Nationalist sein kann. In den zentralen Essays des Bandes „Kultur und Politik“ spürte Lepenies – unter dem Generaltitel „Deutscher Geist und Deutsches Reich“ - der Unterscheidung von „Kulturnation“ und „Staatsnation“ nach, die mit der Teilung des Rest-Bismarck-Reiches nach 1945 in einen demokratischen Weststaat und einen autoritären Oststaat eine fast gespensterhafte Aktualität zurückgewonnen hatte. Unterdessen wuchs zusammen, was vielleicht zusammengehört – und in der Differenz der Mentalitäten doch nicht ganz, nicht immer und nicht überall zusammengehören will, noch nicht, vielleicht auch nie, vielleicht in einer europäischen Zuordnung, in der die Region wichtiger ist als die Renaissance des Nationalstaates. Lepenies, der Pädagoge – übrigens einer, der nicht schulmeistern kann und nicht schulmeistern will -, er möchte die Deutschen dazu überreden, die „Kultur“ nicht mehr, wie es einer unglückseligen, ja verhängnisvollen Gewohnheit entsprach, „durch eine“ – ich zitiere – „beinahe natürlich erscheinende Distanz zur ‚Politik‘“ zu definieren. Dafür verdient er Applaus. In seinem respekt-, ja liebevollen Gespräch mit Thomas Mann zeichnet er den Abschied des Meisters von den grandiosen und zugleich so schockierend-absurden, den pathetischen und oft so sumpfig sentimental Illusionen der „Betrachtungen einer Unpolitischen“ nach: im Erlebnis der amerikanischen Demokratie, von der sich Thomas Mann freilich, nach dem Tod Franklin Roosevelts und in den Konfrontationen des Kalten Krieges wieder entfernte. Ursache war nicht nur seine Verstimmung über die Perversion des McCarthyismus: es handelte sich, fürchte ich, um einen Rückfall des Greises in die antiwestlichen Ressentiments, mit denen er während des Ersten Weltkrieges die „unpolitische“ deutsche „Kultur“ gegen die „politisierte“, „Zivilisation“ der Franzosen und Angelsachsen mobilisiert hatte. Uns aber treibt Lepenies mit der sanften Gewalt seiner Überredung ein für allemal die „deutsche aller Ideologien“ aus, wie er sagt, nämlich die Illusion, dass „die Kultur... eine Kompensation der Politik sein“ könne. Der Zivilisationsbruch des Holocaust mache es unmöglich, „in der Kultur den Trost für eine fehlgegangene Politik zu sehen“.

Das ist wohl wahr. Es fragt sich freilich, ob Nietzsche nicht allzu recht behielt, als er in der Glorie des Bismarck-Reiches den Untergang der Kultur gewittert hat. Es wäre ferner zu fragen, ob die Hochzeiten unserer Kultur, die Klassik, die frühe Romantik, für die Musik das Hochbarock denn in Wirklichkeit so „unpolitisch“ waren, wie man es uns eingeredet hat, Generation um Generation. Wurde die Politik damals womöglich nur anders definiert und anders gelebt? Nicht unter dem totalen Anspruch des Nationalstaates, der eine Erfindung der zentralistischen Monarchie Frankreichs war und in der Revolution seine Erfüllung fand. Die Macht des Reiches in der Mitte Europas war seit Beginn des Dreißigjährigen Krieges zerschissen, der lockere Verbund behauptete sich dennoch mit einer erstaunlichen Widerstandskraft, mit der und gegen die Großmacht Österreich-Ungarn, mit und gegen Brandenburg-Preußen, das sich (zunächst) als mittlere Macht formierte. Verkümmert, verlacht, doch keineswegs völlig erstarrt existierte dieses seltsame Reich fort und fort im Gesprengsel und Gemengsel der Kurfürsten- und Herzogtümer, der Grafschaften, Abteien, Stadtrepubliken. Sie schenkten Deutschland eine kulturelle Vielfalt, die sein eigentlicher Reichtum sind, bis auf den heutigen Tag, damals bitter genug mit dem Schweiß, dem Geld, manchmal dem Blut der Untertanen bezahlt. Hieß dies, dass die bunte deutsche Duodez-Welt unpolitisch war? blieb Macht nicht auch in der Verkleinerung Macht? Verteilte sich nicht zugleich die Verantwortung (für die Verwaltung, für die Miniatur-Armeen, für den Handel und die Industrie, für die Institutionen der Kultur) nicht auf viele Schultern? War Goethes Alltag als Minister seines Klein-Herzogtums nicht immens politisch? Gedieh in Weimar und anderswo dank öffentlicher Tätigkeit nicht auch jener Bürgergeist, der liberal oder konservativ gestimmt sein mochte (wie Goethe es ohne Zweifel war) – unpolitisch oder antipolitisch freilich nicht? Zeugte Goethes Widerwille gegen das Patriotengeschrei des teutonischen Nationalismus nicht von einer politischen Grundvernunft, die Respekt verdient? In seinem Essay „Deutsche und Jüdische Diaspora“ zitiert Wolf Lepenies, via Thomas Mann, Goethes Bemerkung zu Wilhelm von Humboldt, 1808 in einem Brief an seine Frau dokumentiert (die übrigens eine geharnischte Antisemitin war): der beste Rat sei, die Deutschen wie die Juden, in alle Welt zu zerstreuen. Darin verbirgt sich, ins Positive gewendet, der Anspruch auf ein Weltbürgertum, das Goethe in dem leicht vermufften Residenzstädtchen Weimar vorgelebt hat, bis an die Schwelle des Todes mit den Literaturen Europas vertraut: er hatte Manzoni's „Verlobte“, das Geburtsbuch der italienischen Moderne, mit dem gleichen zustimmenden Interesse gelesen wie Stendhals „Le Rouge et

le Noir“ und Balzacs „Peau de Chagrin“. War des Alten Leben mit und in den europäischen Kulturen unpolitisch?

Er hätte gewiss nicht, wie der exzentrische Brentano, von einer „unsichtbaren Kirche der Kunst“ gesprochen. Er wollte zum andern keinesfalls die verpolitisierte Kultur der Radikalen. Den Begriff „Kulturpolitik“ hätte er vermutlich gescheut. Aber nichts anderes unternahm er mit seiner Reform der Universität von Jena und durch die Berufung der produktivsten Köpfe, die er auszuspähen vermochte. Hernach nahm er die Restauration als das kleinere Übel hin. Sie garantierte, man übersieht es zuweilen – wie eineinhalb Jahrhunderte danach die Internationalisierung Deutschlands – eine lange Periode des Friedens.

Die Restauration der bürgerfernen Großmächte Preußen und Österreich (in der „Heiligen Allianz“ mit Russland) hat die Kultur in ein apolitisches Niemandsland abgedrängt. Indes bot die föderative Struktur des Deutschen Bundes dem Geist, dem notwendig politischen Geist der Kultur, Schlupflöcher genug, in denen er zu überleben vermochte. Ich stehe nicht an, den Föderalismus einen deutschen Glücksfall zu nennen: eine umständliche, komplexe, widerständige Lebensform, das ist wahr, doch zugleich ein unübertreffliches System der Machtkontrolle, ja der Machtbeschränkung, der produktiven Vielfalt, die uns vor den massiven Torheiten der Machtzentrierung des Nationalstaates schützt. Europa – von mir aus eines „der Vaterländer“, von mir aus eines „der Staaten“, am Ende vielleicht denn doch ein Europa der Regionen: es wird, wie das alte Reich, eine Föderation sein: umständlich, komplex, widerständig, zugleich flexibel, wandlungs- und anpassungsfähig, vital. Es ist überaus sinnvoll, dass sich zu den Auszeichnungen, die Lepenies im Gang der Jahrzehnte zuteil wurden, nun der große Preis eines Bundeslandes fügt: eines, das die Siegermächte auf dem Reisbrett konstruiert haben und dem so oft seine „Künstlichkeit“ vorgehalten worden ist. (Nebenbei: anders entstanden früher die Staatswesen auch nicht.) Dennoch bewies Nordrhein-Westfalen eine erstaunliche Lebenskraft – aus der deutschen, der europäischen Landkarte nicht mehr fortzudenken.

Wir dürfen frech behaupten, die Ironie – oder Hegels List – der Geschichte füge es, dass auch die Sieger von den Besiegten lernen – und nicht nur umgekehrt: so übersetzt sich die deutsche Föderation langsam, unendlich langsam in einen europäischen Bund. Es brauchte diesen doppelten Lernprozess, um der Union auf den Weg zu helfen. Es brauchte einen anderen dazu: den konstruktiven Willen der amerikanischen Nachkriegspolitik, Europa ein zweites Versailles zu ersparen – indem sie die Europäer zwang, Europa zu schaffen. Es ist kein Zufall, sondern wiederum ein Beweis für die List der Geschichte, dass der große Jean Monnet seine europäischen Konstruktionen in Washington entwarf, unterstützt von einem kleinen Stab amerikanischer Intellektueller, unter ihnen George Ball, hernach der bedeutendste Kopf unter den außenpolitischen Beratern von John F. Kennedy.

Wolf Lepenies, der in Washington genau so zuhause ist wie in Paris, wird mir vermutlich zustimmen, wenn ich behaupte, dass eine gewisse Amerikanisierung – auch in der Zivilisation des Alltags – die Voraussetzung für die Europäisierung Europas

war. Nicht zu vergessen: die Vereinigten Staaten sind eine Föderation – der Zusammenschluss von Staaten, die ihre Eigenart und ihr spezifisches Gewicht im Zeichen der Union keineswegs eingebüßt haben. Wer sich drüben ein bisschen auskennt, weiß gut genug, mit welcher Beharrlichkeit die Regionen des Halbkontinentes ihr kulturelles Gepräge, ihre Akzente, ihre Traditionen behaupten.

Verheißt die vorsichtige, doch unaufhaltsame Regionalisierung Frankreichs – man mag sie eine stille Revolution nennen – nicht die Rückkehr der Politik und der Kultur in die Provinzen? Ist dies nicht die unausweichliche Konsequenz der Europäisierung des Landes: die letztlich unaufhaltsame Entmachtung des Nationalstaates zugunsten der Regionen? Und zugunsten der gemeinsamen Institutionen der Union, die man ein Zwitterwesen von Elementen einer Föderation und einer klassischen Konföderation nennen mag. Eine Kreation sui generis. Eine, die es im Staats- und Völkerrecht zuvor nicht gab. Die sich, gottlob, einer exakten Definition bis heute entzieht. Soll sie in der Schwebe bleiben: ein willkommener Hinweis, dass der schöpferische Prozess nicht abgeschlossen ist – wenn er denn je ein Ende findet, was wir nicht hoffen wollen.

Wolf Lepenies kennt wie jeder von uns den posthumen Seufzer von Jean Monnet, wenn er mit dem Aufbau Europas noch einmal beginnen könne, würde er mit der Kultur anfangen. Für diese Äußerung unseres Gründervaters fand sich nirgendwo ein Beleg. Es wäre aufschlussreich, wenn sich ein fleißiger Forscher fände, der dem Ursprung jener nicht allzu schlaun Fälschung nachspürte. Der geniale Pragmatiker Monnet zerbrach sich noch nicht einmal den Kopf über die erstaunliche und zugleich so deprimierende Feststellung, dass sich die Intellektuellen, zumal die deutschen – anders als die verachteten Politiker, die Leute der Wirtschaft, partiell auch die Akademiker – kaum für die Einheit Europas engagierten. Unsere literarische Prominenz nahm die bedeutendste Entwicklung der Nachkriegsepoche mit völliger Gleichgültigkeit zur Kenntnis: ob

Grass oder Böll oder Walser oder Kempowski oder Härtling oder Handke (trotz dessen Nähe zu Frankreich), die DDR-Garde sowieso – die große Ausnahme der hellwache Enzensberger, den man einen „Weltbewohner“ nennen

könnte – wie Wolf Lepenies, der sich niemals in das dunkelfeuchte Schneckenhaus der deutschen „Innerlichkeit“ verkroch, sondern – nicht nur im Wort, sondern in der kulturpolitischen Tat – europäische Realitäten geschaffen hat, durch die Amerikanisierung seines Bildungsprozesses gestärkt. Er hatte, seit 1986 Rektor des Wissenschaftskollegs in Berlin, mit einer „community of eccentrics“ aus vielen Kulturkreisen (nach der Formulierung von Henry James), Erfahrungen genug gesammelt, vorwiegend positive, um „nach dem Fall des Kommunismus“ für den „Ausgleich der Mentalitätsdifferenzen“ in Ost und West gerüstet zu sein: „die größte Herausforderung für die europäische Politik“, wie er schrieb, aber auch für ihn selber. Sein Wissenschaftskolleg wirkte, dank seiner Initiative und seiner Kunst der Kulturdiplomatie, entscheidend am Aufbau des Collegiums Budapest, des New Europe College in Bukarest, der Bibliotheca Classica in Sankt Petersburg, der Graduate School for Social Sciences in Warschau und schließlich dem „Centre for Advanced Studies in Sofia entscheidend mit. Seine „Politik der Mentalitäten“, die man auch als die Bereitschaft zum Zuhören beschreiben könnte, hat den osteuropäischen Eliten den Übergang in die Europäische Union erleichtert. Er selber bezeichnete es als seinen „größten wissenschaftspolitischen Erfolg“, dass im Rahmenplan für das Budget der Europäischen Kommission in Brüssel ein Posten für „Centers of Excellence in Central and Eastern Europe“ fixiert wurden. Dafür allein hätte Wolf Lepenies den Preis verdient, der ihm heute verliehen wird. Seine Energien hielten an den Grenzen Europas

nicht ein: 1993 wurde mit seiner Hilfe in Jerusalem ein israelisch-palästinensisches Gemeinschaftsprojekt etabliert, das sich mit den „Wirkungen der europäischen Aufklärung im arabischen und jüdischen Kulturraum“ beschäftigt. Projekte in Afrika fügten sich dazu, die laut Lepenies die Ablösung der westlichen „Belehrungskultur“ des Kolonialismus durch die Kultur des Dialogs, durch die schon apostrophierte Bereitschaft zum Zuhören verlangten. Der Schlüsselsatz: „Wir brauchen einander“. Das gilt erst recht für das Forschungsprojekt „Moderne und Islam“, das Lepenies 1994, weit vorausschauend, auf den Weg gebracht hat. Es besteht unter dem weiter ausholenden Titel „Europa im Nahen Osten – Der Nahe Osten in Europa“ in einer Kooperation mit der Berliner Akademie der Wissenschaften fort.

In seiner liebevollen und zugleich kritisch-kühlen Studie über den Literatur-Arbeiter Saint-Beuve, wie er seinen schwierigen Helden in einer Kapitelüberschrift nennt, sagt er summierend, der Autor sei vor allem ein großer Leser gewesen. Das gilt für den Wirker, den Beweger, den Institutsgründer, den intellektuellen Pragmatiker, den Autor Lepenies in gleicher Weise. Weiß der Teufel, woher er die Zeit nimmt. Ich habe bisher nur zwei Menschen geglaubt, dass sie die Bücher gelesen hatten, von denen sie sprachen: Richard Löwenthal, der Willy Brandts Sozialdemokratie um Jahrzehnte vorausgedacht hat, und François Bondy, dem Schweizer Essayisten und Redakteur, von dem ich vermutete, dass er sich Inhalt und Stil der Bücher durch intensives Einatmen anzueignen wisse. Ich habe keine Ahnung, über welch magische Techniken der begnadete Leser Lepenies verfügt – und ich fürchte, er wird sie uns nicht verraten. Wichtiger ist: ich glaube ihm die tausendfältige Lektüre, die seine Arbeit anzeigt.

Vielleicht ist die Glaubwürdigkeit das Grundgeheimnis der erstaunlichen Wirkung dieses Mannes, der uns die ironische Maxime eines amerikanischen Weisen vorlebt: „There is no history“, sagte jener geniale Kauz: „there is only biography“. Voilà. Lepenies bestätigt nicht nur diese Einsicht, er weiß auch, von wem sie stammt.

Gratulation dem Preisträger. Gratulation dem Land Nordrhein-Westfalen und seinem Regierungschef zu der Wahl des Geehrten. Eines hätte ich fast vergessen: Lepenies ist als Offizier der Légion d'honneur gleichsam mein Vorgesetzter. Ich salutiere. Dank fürs Zuhören.

## Presseeinladungen

## Pressetermine

